

dern der ganze Mensch, Knochen und Fleisch, weil die Sonne nicht wie der Neumond aus einem Knochen wiederersteht, sondern nur bald stärker (Leben) bald schwächer (Tod) leuchtet.

Der Nachtrag bringt wichtige Ergänzungen zu der schon in früheren Bänden behandelten Religion der Shawnee-Indianer.

Wie in den früheren Bänden so ist auch in diesem Bd. viel wichtiges und sonst schwer zugängliches Material aus erster Hand vereinigt und untersucht. Hervorgehoben seien verschiedene ausführliche Beschreibungen von Opferhandlungen und von schamanistischen Zeremonien. Für die Kenntnis des Schamanismus ist der Bd. von besonderer Bedeutung. So reiht er sich würdig seinen Vorgängern an und erhöht die Bewunderung für die unermüdlige Schaffenskraft und die umfassenden Kenntnisse des Verfassers, dem es vergönnt sein möge, sein Werk bis zur Vollendung zu führen.

A. Brunner S. J.

Heim, K., *Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Weltbild*. 8° (271 S.) Hamburg 1951, Furche. DM 12.80.

Mit diesem 5. Bd. in der Gesamtreihe seines Werkes ‚Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart‘ will der Tübinger Theologe dem Umstand Rechnung tragen, daß sich der Glaubensweg des Christen heute in einem betont naturwissenschaftlichen Zeitalter zurechtfinden und bewähren muß. Der offenkundige Zusammenbruch des kausalmechanischen Weltbildes habe wohl manche Theologen zu einem verfrühten und allzu gradlinigen Optimismus verleitet. Gewiß sei dadurch auch im naturwissenschaftlichen Denken der Gegenwart wieder „Raum für Gott geschaffen worden“ (17). Man dürfe aber nicht vergessen: von der Natur und dem Weltgeschehen könne niemals ein direkter Weg (via causalitatis) zu wahrer Gotteserkenntnis führen, vielmehr strande jeder derartige Versuch immer in einer wenn auch „höheren Form der Kreaturvergötterung“ (21). Unwillkürlich fragt man sich, ob der Verf. diese globale Behauptung auch aufrechterhalten wolle gegenüber jenem weder gradlinig noch einlinig fortschreitenden Aufstieg des Denkens, wie ihn — nach ausdrücklicher Anweisung von den Vätern her — die katholische Theologie einmütig lehrt: aus der geschöpflichen (innerweltlichen und gesamtweltlichen) Kontingenz Gottes Dasein analogieweise zu erschließen und Gottes Wesen analogiebegrifflich zu erkennen. Aus der rein voluntaristischen Exegese von Röm 1, 18 f., wie sie der Verf. hier (18 f.) einschleibt, ist zu entnehmen, daß er gegen jede Art natürlicher Gotteserkenntnis die sattsam bekannten Vorbehalte und Einwände der reformatorischen Theologie (infralapsarische Ohnmacht der sittlich-religiösen Vernunft) aufrecht hält. Da der katholische Theologe diesen naturtheologischen Pessimismus nicht teilt, kann er sich um so mehr der ‚physikotheologischen‘ Ernte erfreuen, die der Verf. aus seinen eingehenden Studien über den heutigen Stand der naturwissenschaftlichen Forschung eingebracht hat.

Ob es nicht — in Anbetracht der wiederholten Selbstwandlung, deren sich der bejahrte Tübinger Theologe im Laufe der letzten Jahrzehnte fähig erwiesen hat — eine Chance der Verständigung bieten könnte, wenn man den verdienten Verf. hinweist auf die jüngste Ansprache Pius' XII. in der Sitzung der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften vom 22. Nov. 1951 (siehe den Text im Osservatore Romano 23. 11. 1951). Die Tatsache, daß, und die Art, wie der Papst dort auf sehr konkrete Details der heutigen kern- und astrophysikalischen Forschung einging, ist jedenfalls für den katholischen Theologen ein erneuter Ansporn und ein authentisches Vorbild, daß und wiefern und wie weit es im Dreigespräch zwischen Naturwissenschaft, Philosophie und Theologie angebracht sei, wenn sich der Theologe dabei beteiligt und einschaltet. Die Zeiten sind vorüber, sagt der Papst, in denen man glaubte, im Namen der Naturwissenschaft den Schöpfergott leugnen zu können. Heute könne man „von einer fortschreitenden Entdeckung Gottes reden, die sich im Wachstum des Wissens vollzieht“; sei es doch in der Tat so, „daß die wahre Wissenschaft, je weiter sie vordringt, desto mehr Gott entdeckt, fast als stehe er wartend hinter jeder Tür, die die Wissenschaft öffnet“ (a. a. O. 1). Jeder Theologe ist sich bewußt (was übrigens schon dem gesunden natürlichen Empfinden und der philosophischen Besinnung klar sein muß), daß für die Bereitschaft und den



Aufschwung des Denkens vom kontingenten zum absoluten Sein sowie erst recht für den Schritt der Erkenntnis und Anerkennung des persönlichen Gottes im erkannten absoluten Sein subjektive — geistige und moralische — Bedingungen erfüllt sein müssen. So darf man sich der Sinnesgemeinschaft freuen, die einem in den vielen dahingehenden Bemerkungen unter den existenzphilosophischen und theologischen Darlegungen des Buches begegnen.

Der Verf. sieht die wahre Chance, die der jüngste Wandel im naturwissenschaftlichen Weltbild indirekt für ein Erwachen und Erstarren des christlichen Gottesglaubens darbiete, vor allem in dem Abbau gewisser Absoluta, die bislang im Bewußtsein mancher Naturforscher und noch mehr so vieler Wissenschaftsgläubigen den Weg zum wahrhaft Absoluten (Gott) versperrt hätten. Erweise sich doch für den wahren Gottesglauben als verhängnisvoll nicht nur die falsche Absolutsetzung eines irdischen Herrschers auf politischem Feld oder die Absolutsetzung des Ich auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, sondern auch schon im naturwissenschaftlichen Bereich die Annahme eines ‚absoluten Objekts‘, einer ‚absoluten Zeit‘, eines ‚absoluten Raumes‘, eines ‚absoluten Gesetzes‘ kausaler Naturdetermination. Damit ist nicht nur die Grundlinie des Buches, sondern auch schon der Aufriß im großen gekennzeichnet. Die nach einer kürzeren Einleitung (über das Anliegen und den Einsatzpunkt der Auseinandersetzung zwischen Glaube und Naturwissenschaft) einsetzenden zentralen Kapitel behandeln der Reihe nach 1. die Erschütterung des (letztlich materialistischen) Glaubens an ein absolutes Objekt in Gestalt einer ewigen Materie (Kap. 2); 2. die Erschütterung des Rechnens mit einem ruhenden Weltmittelpunkt als dem Ankergrund einer absoluten Raum-Zeitlichkeit (Kap. 3); 3. die Erschütterung des Glaubens an eine absolute Determination des Weltgeschehens als kausalmechanischer Notwendigkeit (Kap. 4). In sehr eingehender und gut faßlicher Formulierung wird jeweils an Hand bester Gewährsmänner die Wandlung des naturwissenschaftlichen (vorab in diesen Kapiteln zunächst des physikalischen) Weltbildes dargestellt. Mitunter glaubt sich der Leser in die Lektüre eines der vielen Bücher versetzt, in denen Fachphysiker oft so anschaulich und spannend über sehr unanschauliche Ergebnisse der jüngsten Forschung zu berichten wissen. Immer wieder aber gewahrt der theologisch interessierte Leser zu seiner Befriedigung und bleibend gefesselten Aufmerksamkeit, daß der Verf. — treu seiner Ankündigung — nur jenen besonderen Problemen nachgeht, „die überall dort entstehen, wo die Naturforschung unwillkürlich durch ihre eigenen Gedankengänge in den Bereich der Gottesfrage hineingerät“ (5).

Das theologische Kriterium dieser Auswahl ist dabei in einer Weite gefaßt, die nicht ganz frei ist von Theologismus. Wenn der Verf. das alttestamentliche Grundgebot: ‚Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben‘, frei dahin abwandelt: ‚Ich bin der Absolute, du sollst keine anderen Absoluta neben mir haben‘ (20), so vermißt man dabei die Unterscheidung, Rechtfertigung und relative Abgrenzung eines ‚relativ-Absoluten‘ und des ‚absolut-Absoluten‘. Recht ungünstig wirkt sich der Mangel dieser Unterscheidung und des Eingehens darauf in dem fünften Kapitel des Buches aus, wo der Verf. — im Anschluß an den umstürzenden Gedanken einer ‚mikrophysikalischen Akausalität‘ — die Wunderfrage behandelt. Der Willenscharakter der Wundererfahrung wird einseitig zu ungunsten der objektiven Erkennbarkeit des Wunders herausgestellt. Wenn Thomas mit Hilfe aristotelischer Kategorien den Naturbegriff schärfte, so hat er doch keinen anderen Wunderbegriff, als ihn Augustinus schon hatte. Vor wie nach Thomas aber ist die ‚philosophische Wahrheit‘ des Wunders nicht so mechanisch aufgefaßt worden, wie es nach der Darstellung beim Verf. (117f.) den Anschein erwecken muß, ganz abgesehen davon, daß die theologische und offenbarungrelative Bedeutung des Wunders wiederum im Lichte ganz eigener Kriterien steht. Das theologische Kriterium ist die Voraussetzung für die christologische Bezeugung, aber nicht umgekehrt, wie es nach der verhänglichen Koppelung im Vordersatz des Verf. behauptet wird: „Solange uns der eine Gott noch nicht begegnet ist, der der Herr aller Gewalten ist, solange uns darum auch die Augen noch nicht aufgegangen sind für die Vollmacht seines Christus, können wir eine Machttat, die in göttlichem Auftrag geschieht, von einer dämonischen Zauberwirkung nicht unterscheiden; es fehlt uns dafür das Unterscheidungsmerkmal“ (200). Hier setzt sich selbst die Rousselotsche



Theologie des Wunders, erst recht aber die thomistische Unterscheidung einer ‚inneren‘ und einer ‚äußeren‘ Glaubwürdigkeit des Wunderzeugnisses klar von dem fideistischen Prinzip des Protestantismus ab.

Das Abschlußkapitel 6 (208—269) ist gleichsam der 2. Teil des Buches, der im Unterschied zum 1. Teil (Wandel der Anschauungen auf dem Felde der Physik) sich nunmehr einem analogen Wandel auf dem Gebiet der Biologie zuwendet. Wiederum werden dem Leser sehr eingehende Darlegungen geboten über Fortschritt und Wandel neuerer biologischer Erkenntnisse und Anschauungen. Die im Verlauf des Buches schon wiederholt anklingende Überzeugung des Verf., daß es vermutlich keine scharfe Grenze zwischen Organischem und Anorganischem gebe, wird hier bis zu verwandten Hypothesen der ‚quantenphysikalischen Biologie‘ durchgeführt. Auch der Vitalismus habe eine Art ‚Absolutum‘ aufgestellt, das im Lebensglauben der nationalsozialistischen Zeit gegen den christlichen Gottesglauben ausgespielt worden sei (266).

Die Ursprungsfragen sind (wie die damit zusammenhängenden Fragen nach dem Ende und dem Entwicklungssinn der gegenwärtigen Welt) aus diesem Band bewußt ausgeschaltet und werden als eigenes Thema des zu erwartenden Schlußbandes angekündigt. Dort wird man dann vielleicht auch eine Stellungnahme des Verf. zu der grundsätzlichen Frage erwarten dürfen, die im heute so lebhaft geführten Gespräch zwischen Theologen und Naturwissenschaftlern von aktuellster Bedeutung ist: Sind naturwissenschaftliche Probleme und kosmologische Anschauungen überhaupt jemals direkt und positiv theologisch relevant, oder stehen und entstehen sie — wie K. Barth (Kirchliche Dogmatik III 2, 5 ff.) unter ausdrücklichem Hinweis auf Theologen wie A. Titius und K. Heim meint — in jenem „toten Winkel“, wo Gottes Wort noch nicht oder nicht mehr gehört wird. Die kontroverstheologische Seite an dieser grundsätzlichen Frage betrifft vor allem die Zwischenstellung der Philosophie und der Fundamentaltheologie zwischen Naturwissenschaft einerseits und Dogma andererseits.

J. Ternus S. J.

Radbruch, G., *Rechtsphilosophie*. Herausgegeben von Erik Wolf. 8° (392 S.) Stuttgart 1950, Koehler. DM 12.50.

Die 4. Aufl. der Rechtsphilosophie R.s, die das kurz nach der Neubearbeitung von 1932 dem Verdikt der Nationalsozialisten verfallene und deshalb seiner Wirkung beraubte Buch in einer ganz neuen Lage wieder zugänglich macht, ist ein zugleich menschlich und philosophisch hochbedeutsames Werk geworden.

R. selbst hatte vor, seine Rechtsphilosophie im Text unverändert wieder herauszugeben, wohl weil ihm dieses Werk als seine bedeutendste Leistung in einer gewissen Vollendung der Form gegenüberstand; es wäre ihm nicht leicht gewesen, es nach den in der Zwischenzeit gewonnenen Einsichten zu einem neuen Ganzen umzubilden, und vielleicht fühlte er sich noch nicht in der Lage, diesen Einsichten eine so verhältnismäßig abschließende Gestalt zu geben. Darum war sein Plan, in einem Nachwort von der Weiterentwicklung seines rechtsphilosophischen Denkens Rechenschaft abzulegen; bei seinem Tode (23. 11. 1949) fanden sich dafür nur unvollendete Vorarbeiten vor. Der Herausgeber ist R.s Absicht gefolgt und hat den Text nicht geändert. Aber auch so legt das Buch Zeugnis ab von der geistigen Wandlung, die R. vor allem unter dem Einfluß der tiefgehenden Erfahrungen der nationalsozialistischen Diktatur durchgemacht hat. E. Wolf berichtet darüber in seiner nach der persönlichen wie der geistesgeschichtlichen Seite aus genauester Kenntnis geschriebenen Darstellung von Leben und Werk R.s, die er an den Anfang des Buches gestellt hat; manches läßt sich aus den Anmerkungen entnehmen, die R. noch selbst seinem Handexemplar beigefügt hatte; einiges findet sich, im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache etwas zu versteckt, in den „Hinweisen und Erläuterungen“ des Herausgebers, und schließlich in dem Anhang, der einige rechtsphilosophische Arbeiten R.s seit 1945 enthält.

R.s Werk, 1914 zum ersten Male erschienen, stand mit am Anfang der Erneuerung der Rechtsphilosophie in Deutschland, zu der R. Stammler den Anstoß gegeben hatte. In der Gestalt, die es in den reifen Mannesjahren R.s (1932) erhielt und in der es nun abgeschlossen ist, zeigt es noch seinen philosophischen Ausgang vom